

**Pastoral planen und gestalten**  
AP 2.1 Analyse und Zukunftsentwicklung  
der Erzdiözese München und Freising

Chancen und Herausforderungen einer zukunftsfähigen Pastoral

Ausarbeitung der Projektgruppe AP2.1, September / Oktober / November 2014

## Chancen und Herausforderungen einer zukunftsfähigen Pastoral

### Inhalt

#### Theologische Voraussetzungen

Kirche trifft Zukunft. Ein Versuch zur Vergewisserung ..... 4

#### Das Prinzip Wirklichkeitserschließung

Soziodemographische Entwicklung bis 2025 ..... 9

#### Das Vor-Ort-Prinzip

Chancen und Herausforderungen aus soziodemographischer Sicht  
für den Lebensraum als Ort kirchlichen Handelns ..... 13

#### Das Prinzip Bildung

Bildungsorte als kirchliche Angebote zur Identitätsprägung ..... 15

#### Das Prinzip Nähe

Orte Sozialer Tätigkeit als Ausdruck christlicher Zuwendung ..... 19

#### Das Prinzip Erkennbarkeit

Angebote und Präsenz in der Mediengesellschaft ..... 21

#### Das Prinzip Begegnung

Orte und Räume für Begegnung und Spiritualität ..... 23

#### Das Prinzip Heilung

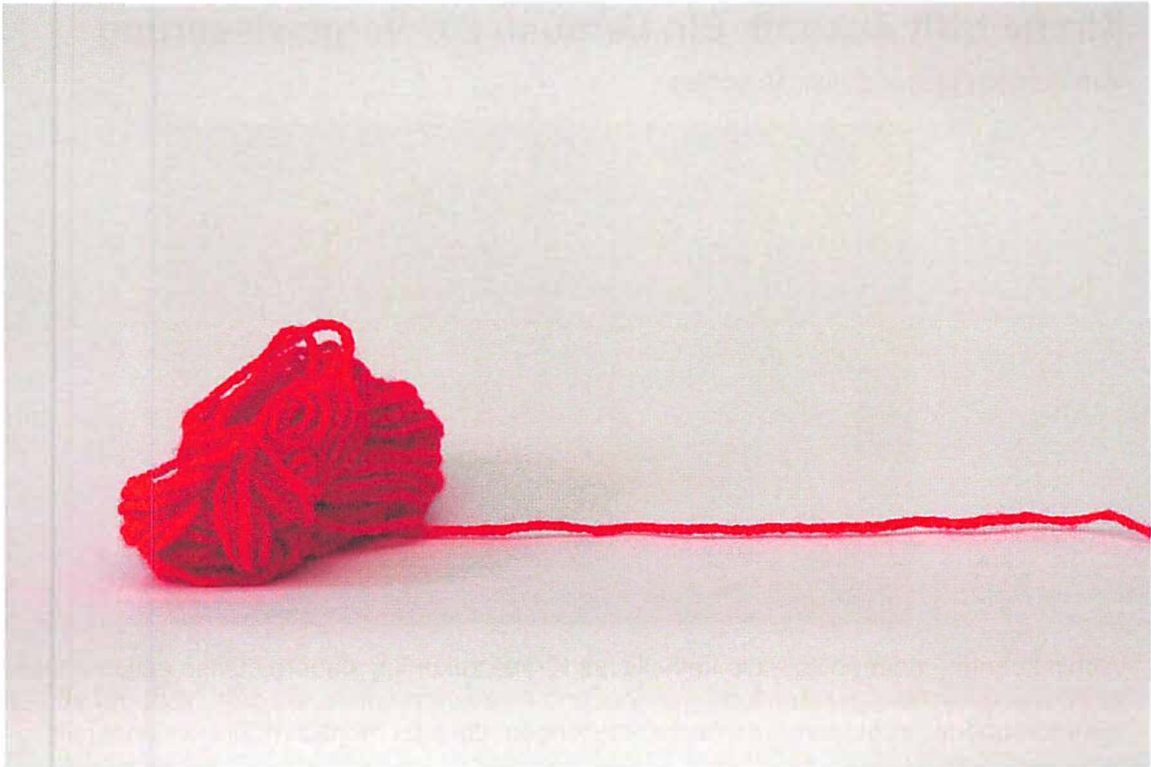
Herausforderungen an Theologie, Kirche und Gemeinden  
im Umfeld von Krankheit und „Gesundheitswesen“ ..... 27

### Mitwirkende

Werner	Altenberger
Stefan	Eß
Andrea	Glodek
Pf. Thomas	Kammerer
Franz	Kohlhuber
Dr. Sandra	Krump
Karin	Niederländer
Georg	Schmidtner
Dr. Florian	Schuppe
Richard	Siebler
Michael	Tauchert
Gerhard	Wastl
<b>P. Alfons</b>	<b>Friedrich</b>
<i>Projektleiter</i>	
Christine	Schmehrer
<i>Moderation</i>	

### Anhang

Reflexion/Verprobung der Ergebnisdokumentation mit drei Leitern von Pfarrverbänden  
“ ..... 27



**Unser roter Faden ist es, Christus den Menschen näher zu bringen**

## Theologische Voraussetzungen

### Kirche trifft Zukunft. Ein Versuch zur Vergewisserung

Von Bertram Stubenrauch, München



Wohin könnte – oder sollte – die katholische Kirche zukünftig steuern? Dazu einige Impulse, keineswegs flächendeckend, kurz genannt und kurz kommentiert. Es geht nicht um abrupte Veränderungen, wohl aber um Weichenstellungen, die jetzt möglich oder notwendig sind.

#### I) „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche ...“

##### 1. Die Gegenwart Christi in der Kirche verbürgt der Heilige Geist, nicht der Apparat

In Kirchenbildern, die vor allem im 19. Jahrhundert ausgebildet worden sind, hat man die Gestalt des erhöhten Christus mit dem kirchlichen Apparat in eins gesetzt. So entstand der Eindruck, es gäbe einen kirchlich verbeamteten, gewissermaßen kirchlich domestizierten Christus. Gemäß den großen Glaubensbekenntnissen aber steht der *Heilige Geist* mit der Kirche in Verbindung. Der Geist schenkt zweierlei: den auferstandenen Christus als Herrn der Kirche, sich selbst als transzendenten Urgrund der Kirche. In beiden Fällen wird deutlich: Die Kirche ist zwar ganz und gar in das Mysterium Gottes eingelassen und somit Teil des Evangeliums, aber nicht mit dem Göttlichen identisch. Hier findet der kirchliche Apparat seine Grenzen: Er hat eine Verweisfunktion und muss klarstellen, dass die Heimat der Glaubenden der Heilige Geist höchstpersönlich ist, von dem Basilius der Große einmal gesagt hat, er sei „unser Baugrund bei Gott“. Konkret heißt das: Der kirchliche Apparat kann nur dienend, nur subsidiär, nicht vereinnahmend und nicht selbstreferentiell tätig sein.

##### 2. Der Geist wirkt dynamisch, nicht statisch

Frühere Kirchenbilder waren oft sehr statisch angelegt: Analog zu einem Staatswesen oder einem Konzern mit klaren Regeln und Gesetzen wurde auch die Kirche betrachtet. Als ihr Urbild galt der hierarchisch gedeutete, gesellschaftlich klar geordnete, mystische Christusleib. Der Geist spielte eine marginale Rolle. Man hat, wenn überhaupt, gefragt: Wie viel ‚Geist‘ braucht der bereits ausgebaute Kirchenapparat? Man muss genau umgekehrt fragen: Wie viel ‚Apparat‘ braucht der Geist? Wer so denkt, entdeckt die Kirche als eine *Lebensform* wieder, in der es darauf ankommt, Strukturen nach Bedarf zu gestalten. Solche Strukturen müssen Leben und persönliches Wachstum im Respekt vor der Selbstbestimmung des Individuums ermöglichen. Sie müssen das aber auch *zeigen*: durch die Idee, durch das Programm, durch die Praxis.

### 3. Der Geist ist altruistisch; er ist Relation

Wenn man der Wirksamkeit des Geistes im Zeugnis der Schrift nachgeht, fällt ins Auge, dass er grundsätzlich *altruistisch* ans Werk geht: Er verweist immer auf jemand anderen – auf Gott, den Vater; auf Christus, den Sohn; auf die Kirche als messianisches Gottesvolk. Da der *Geist* die Kirche geboren hat, lässt sich diese mit guten Gründen als *Ikone* des Geistes verstehen; wie der Geist, so muss auch die Kirche altruistisch – und damit ökumenisch – sein. So ist zu fragen: Für wen ist die Kirche da? Wem dient sie? Wer wächst durch ihre Entscheidungen? Wie wird mit ihr die Hoffnung vieler belebt? Wie stark ist sie darin, Beziehungen zu stiften?

### 4. Der Geist führt in die Tiefe des Evangeliums und überwindet Stereotypen

Ein großes Problem kirchlicher Selbstdarstellung ist die ständige und wenig überlegte Wiederholung von überkommenen Formeln und ein Denken in Schablonen. Hier ist der Geist ein wahrer Störenfried; er durchbricht das Stereotype und ermuntert zum Wagnis. Da die Kirche eine Erinnerungs- und Meditationsgemeinschaft im Blick auf das Christusereignis ist, muss sie die Kraft und die Größe haben, mit Asymmetrien zu leben, das heißt: Nicht alle Gläubigen müssen immer dasselbe denken und sagen. Es gibt verschiedene Ebenen und verschiedene Intensitäten der Glaubensaneignung. Ein Bischof zum Beispiel hat eine andere Orthodoxieverpflichtung als ein Jugendseelsorger. Solange man einander nicht aus dem Auge verliert, vollzieht sich kirchliches Leben im gesunden Widerstreit der Meinungen und es bleibt kommunikativ.

## II) „Der Weg der Kirche ist der Mensch“ (Johannes Paul II.)

### 1. Gläubige brauchen Gesichter, nicht Verwaltung

Es ist zwar ein Allgemeinplatz und eine Selbstverständlichkeit, aber man kann es nicht oft genug sagen: Im Christentum geht es um *Gemeinschaft* – und gerade deshalb um das Individuum. Christlich kann man nur leben, wenn man mit jemanden *mitlebt* und den Glauben anderer teilt: „Mein Glaube ist dein Glaube, und dein Glaube ist mein Glaube“. Nur wer buchstäblich jemanden *hat*, kann zur Kirche und mit ihr zu Christus finden. Deshalb ist alles daran zu setzen, „Gesichter“ in die Waagschale zu werfen. Von inspirierenden Persönlichkeiten könnte man auch sprechen, von kommunikativen Begabungen, die einladend wirken und sich als Bezugspersonen eignen. Zwar machen Freundeskreise noch keine Kirche; aber sie können Kirche so erlebbar machen, dass Freunde entdecken, Schwestern und Brüder zu sein.

### 2. Gläubige brauchen Lebensräume, nicht geistliche Versorgung

Man weiß, dass die Vereinsamung, die es gerade auch in der Kirche gibt, nicht das Christentum spiegelt. Der Glaube ist eine Lebensform und damit ein Angebot, Geborgenheit zu schenken. Deshalb hängt viel daran, Lebensformen neu auszubilden und sich darin zu üben. Solche Gemeinschaften sollten kleinteilig sein, eigenständig in der Organisation, variabel im Selbstverständnis, aber subsidiär unterstützt von Organen der Diözese. Auch wenn man entsprechende Erfahrungen außerhalb Europas nicht so leicht auf unsere Verhältnisse übertragen kann: Es geht kein Weg daran vorbei, ‚Basisgruppen‘ zu schaffen, die christliches Denken und Leben integral erfahrbar machen – vor allem im Alltag.

### 3. Kirche muss in der Lehre konsequent, aber flexibel sein

Berichte etwa aus Brasilien zeigen, dass sich viele Menschen zu Sekten hingezogen fühlen, weil es dort „klare Ansagen“ gibt. Im Blick auf die Kirche sollte man besser von einer *Unverwechselbarkeit* sprechen, die ihr sehr wohl ansteht. Es wäre fatal, würde man den genuin theologischen, das heißt auf das Gottesgeheimnis bezogenen Charakter der Kirche aufgeben. Die Quellen, aus denen die Kirche lebt, sind nicht identisch mit den Quellen einer säkularen Gesellschaft. Es gibt unveräußerliche Kennzeichen des Christlichen: den Glauben an Gott, den Vater, den Sohn und den Geist; ein klares Ja zur Schöpfung und damit zur Würde

der Kreatur, die Tier- und Umwelt eingeschlossen; das Bekenntnis zum Guten als unveräußerliche ethische Richtschnur; das Wissen um die Verantwortung des Einzelnen vor Gott und für die Kirche als messianisches Gottesvolk; die Hoffnung auf das ewige Leben „allen Fleisches“. Inkonsequenzen in Lehre und Verhalten der Kirche sind unbedingt zu vermeiden, denn es gibt sie: Bekenntnis zur Armut und doch ein Konzerngehabe; moralischer Zeigefinger und doch vielerlei Maße; theologisch hochtrabende Verheißungen und doch Kleinlichkeiten, ja Gängelei im Konkreten.

#### 4. Kirche ist Vorreiterin und sollte sich exemplarisch präsentieren

In letzter Zeit hat die Kirche – nicht immer unverschuldet – sehr viele negative Schlagzeilen gemacht. Das wird man nicht so leicht ändern können, aber es gibt ein einfaches Gegenmittel: radikal und mit allem Ernst den Weg des Guten gehen. Man sollte überlegen, wo die Kirche wieder Vorreiterin sein könnte. In der Altenarbeit? In der Sterbebegleitung? Im Umgang mit Kindern? Im Respekt gegenüber der Umwelt? Sobald man hier fündig geworden ist, wäre es gut, exemplarisch zu arbeiten. Nicht alles muss auf die neue Tugend hin fokussiert werden; es genügt, wenn sie da oder dort gelingt. Dann freilich sollte man in die Öffentlichkeit gehen und sich *zeigen*. Im Übrigen wird das gelungene Exempel für sich selbst sprechen.

### III) „Der Höhepunkt ... zugleich die Quelle“ (Vatikanum II. Liturgiekonstitution 10)

#### 1. Wider die Verworfung der Liturgie

Unsere Gottesdienste sind zu kopflastig geworden. Man meint, das Wort über die Maßen betonen zu müssen. Doch *Gottes Wort* ist weit mehr als Grammatik, Rhetorik, mehr als Information. Gottes Wort, das ist Erleben, das ist Ergriffenheit, das ist Schönheit. Die kirchliche Liturgie ist das Pfund, mit dem man wuchern sollte. Dazu könnte ein neu zu kultivierendes Gespür für das Dramatische, wortlos Sprechende und gerade so *Ansprechende* des Gottesdienstes helfen: die Gebärde in Verbindung mit Musik; die feierliche Prozession; die gemeinsame Gebetsrichtung; Momente der Stille und der Betrachtung. Es geht darum, eine Kultur des Sehens und des Hörens zu entwickeln, um religiöse Empfänglichkeit zu wecken – jenseits von Gestaltungs- und Rollenzwängen.

#### 2. Eucharistiefeier und Kommunionempfang als Einheit

Aus verschiedenen Gründen hat es sich in den letzten Jahren eingebürgert, Wortgottesdienste mit Kommunionausteilung als eine Regelgestalt des eucharistischen Lebens in der Kirche zu akzeptieren. Dieser Weg ist grundfalsch. Er verwässert Jesu kostbares Vermächtnis, wonach Wort und Geste – Einsetzungsbericht und Kommunionempfang – nicht auseinander gerissen werden dürfen. Gewiss, es gibt den Notfall, den Ausnahmefall; hier ist vor allem an die Krankenkommunion zu denken. Aber darf der Ausnahmefall zum Regelfall werden? Darf man Verbiegungen am eucharistischen Vermächtnis Jesu vornehmen, bei vergleichsweise sekundären Fragen aber (Zulassung zum Amt) unflexibel bleiben? Bevor die Eucharistiefeier als kirchenträgendes Kernereignis weiter an Verständnis verliert, sollte man darauf hinarbeiten, ihr Verstehen nachhaltig zu fördern. Andernfalls fällt man in eine Phase der Frömmigkeit zurück, in der die Heilige Messe in erster Linie zur Bereitstellung des „Allerheiligsten“, nicht aber um ihrer selbst willen geschätzt wurde.

#### 3. Wortgottesdienste als reine Wortfeiern stärken

Braucht ein eigenständiger Wortgottesdienst die (verkappte und vermeintliche) Veredelung durch den von der Eucharistiefeier abgesetzten Kommunionempfang? Mitnichten. Der Wortgottesdienst verweist zwar auf die integrale Eucharistiefeier, die seine Kulmination bedeutet, aber er wäre verkannt, wenn man glaubte, ihn mit eucharistischen Elementen (wie dem Kommunionempfang) anreichern zu müssen. Die beiden Feierformen sind aufeinander bezogen, aber je *anders* angelegt: In der Eucharistiefeier ahmt die Kirche eine Gebärde des Herrn nach, der ihre Struktur buchstäblich als Protagonist vorgegeben hat. Sie ist im Wesentlichen heilige Handlung – heilige Handlung *in Christus*. Durch den von der Eucharistie

abgesetzten Wortgottesdienst nährt die Kirche ihren Glauben, einen Glauben, der vom Hören kommt. Der Wortgottesdienst ist deshalb im Wesentlichen heilige Betrachtung – heilige Betrachtung *vor Christus*. Weil er keine vorgegebene Struktur hat, ist die Bandbreite seiner Gestaltung im Vergleich zur Eucharistiefeier sehr viel größer. Diese Chance sollte man nutzen.

#### 4. Schönheit als schlichte Würde. Keine ‚Armutsmystik‘ im Gottesdienst

Papst Franziskus mahnt – wie übrigens schon Papst Paul VI. – prophetisch an, dass die Kirche arm sein und auch arm erscheinen solle. Das entspricht gewiss der Intention Jesu. Doch die Liturgie ist der falsche Ort, um Armut zu demonstrieren. Nur zu schnell kann es dazu kommen, dass Armut mit ästhetischer Anspruchslosigkeit verwechselt wird, was in der Folge zur Schlamperei und schließlich zur Banalisierung des Liturgischen führt. Dass der christliche Gottesdienst das „Prächtige“, nicht das Protzige, braucht, liegt an seinem österlichen Charakter: Eine Liturgie, die nicht den verherrlichten Herrn spiegelt, durch den Sünde und Tod überwunden sind, verkäme zur moralistischen Propaganda. Der Glaube würde nicht mehr gefeiert, sondern instrumentalisiert.

### IV) Christus, „Hirt und Bischof eurer Seelen“ (1 Petr 2,25)

#### 1. Der Bischof als Vater für Seelsorger und Gläubige

Die Kirche ist apostolisch und sie muss apostolisch bleiben. Amtlicher wie auch persönlicher Garant dafür ist der Bischof. Wo er amtiert, sagt das Zweite Vatikanische Konzil, lebt die Kirche als Ortskirche. Es ist daher dringend geboten, den Seelsorgeauftrag des Bischofs wiederzuentdecken. Nicht der ferne Technokrat ist gefragt, sondern der Glaubenszeuge, der mit anderen Glaubenszeugen kommuniziert und mit ihnen auf jene zugeht, die mit dem Glauben und seine Umsetzung ihre Schwierigkeiten haben. Ist so etwas möglich in Riesendiözesen? Allerdings ersetzt der Bischof nicht die Seelsorger und Seelsorgerinnen neben ihm. Er ist deren Chef, nicht ihr Über-Ich; sie sind seine Mitarbeiter, nicht seine Vertreter. Die aufrichtige Ehrerbietung gegenüber dem Bischof aber ist theologisch wie pastoral gesehen unerlässlich – wie umgekehrt der Bischof zu väterlicher Liebe und Demut verpflichtet bleibt.

#### 2. Wer Seelsorge verantwortet, braucht Ausstattung: Ämter und Dienste

Theologisch gibt es keinen Zweifel: Für die Arbeit in der Pastoral befähigt in objektiver Weise und in erster Linie das Ordo-Sakrament; ihm gegenüber sind Fragen des persönlichen Lebensstandes sekundär. Von daher liegt es nahe zu sagen: Wer konkrete pastorale Arbeit macht, sollte dafür geweiht werden. Faktisch arbeiten aber Priester und Nicht-Priester in der Seelsorge. Die Frage muss erlaubt sein: Warum ist den einen gegeben, was den anderen verwehrt bleibt? Und warum sind Männer und Frauen, denen die Weihe verwehrt bleibt, dennoch als Seelsorger mit zum Teil weitreichenden Kompetenzen tätig? Solche Ungereimtheiten tun der Kirche auf Dauer nicht gut. Gegen die an sich notwendige Weihe aller in der Seelsorge Tätigen steht die traditionelle katholische Lehre, wonach der Ordo für Frauen nicht vorgesehen ist. Insofern bleibt keine andere Wahl, als um der Solidarität willen alle Dienste außerhalb des Ordo als *Hilfsdienste* zu qualifizieren. Dann aber ist alles zu vermeiden, was diese Dienste in eine quasi-klerikale Aura hebt – oder man bemüht sich doch, um sie, wie auch immer, ins sakramentale Dienstamt zu integrieren.

#### 3. Wer Seelsorge macht, braucht Ehrenamtliche. Keine Beamtenkirche

Es ist (noch) ein Privileg der Kirche im deutschen Sprachraum, sehr viele hauptamtliche Angestellte zu beschäftigen. Hat sich dadurch das Leben in den Gemeinden entscheidend verbessert? Theologisch gesehen, gehört es zum Auftrag und zur Würde von Gemeinden, sich selbst zu tragen, das heißt, es geht in ihnen darum, zu *sorgen*, nicht *versorgt zu werden*. Hier sind in erster Linie die *Charismen* zu nennen, die, biblisch gesehen, nicht Begabungen, sondern Gaben sind: Der Geist schenkt sie, wie und wann er es will. Wichtig ist freilich, die Geistesgaben zu erkennen, zu fördern und zuzulassen. Mit anderen Worten: Es gilt das

Ehrenamt wiederzuentdecken und theologisch zu qualifizieren. Dazu braucht es spirituelle Einfühlsamkeit, konkret die Gabe der Unterscheidung: Wer ist Geiststräger? Wer hat ein prophetisches Charisma? Durch wen spricht der Geist? In welchen gemeindlichen Entscheidungen zeichnet sich die Kontur Jesu ab?

#### 4. Pfarrei – Basisgruppen – geistliche Zentren?

Das Pfarrprinzip gehört nicht wesensnotwendig zur Kirche – wesensnotwendig aber für die Kirche ist es, eine *Sammelbewegung*, also missionarisch zu sein. Von daher verbietet sich der Rückzug in geistliche ‚Versorgungszentren‘ individualistischen Zuschnitts gemäß dem gesellschaftlich gängigen Konsumdenken. Wünschenswert ist ein Mittelweg: Man braucht charismatisch belebte Personalgemeinden, die, wie oben gesagt, persönliche und spirituelle Heimat geben; man braucht Gesichter in alltagsnahen Lebenskreisen. Dass es daneben geistliche Zentren geben kann (wie es die Klöster früher waren oder zum Teil noch sind), steht dem nicht entgegen. Anzustreben wäre eine subsidiär angelegte Komplementarität von lokalen Lebensgemeinschaften integraler Art (Basisgruppen) und spezialisierten Dienstleistungszentren (mit Katechesen, Beichtangeboten, professioneller Lebensberatung). Nicht bürokratischer Überbau, wohl aber begleitende Vermittlungsinstanz bliebe die Diözese.

#### V) „Jagt der Liebe nach“ (1 Kor 14,1)

##### 1. Moral nicht als Drohung, sondern als Verheißung und Horizont

Kirchliche Moralvorstellungen werden weithin als maßregelnd und beengend empfunden. Das widerspricht ganz dem Grundgefühl in der Antike, als man das Christentum als Neuheitserlebnis empfunden hatte und dies durch eine betont alternative Lebensführung auch zum Ausdruck brachte. Der missionarische Erfolg blieb nicht aus: Getauft zu werden bedeutete, von Ängsten, Engstirnigkeiten und Wahnvorstellungen befreit zu sein. Die Tugend der Großherzigkeit war an deren Stelle getreten. In diesem Geist sollten die christlichen Werte verkündet werden: Sie führen ins Weite! Wie ist diese Wende zu erreichen? Sicher nicht durch Fundamentalismen und Rigorismen. Auch nicht durch Laxismus. Weiter führt nur die Mühe, Moral wieder mit der Erlösungsbotschaft zu verbinden, Moral also theologisch durchsichtig zu machen, um sie – wie den Glauben selbst – als freies Angebot zu bewerben.

##### 2. Kirche als Kirche der Buße leben: Erlösung von der Unvergebarkeit der Schuld

Es berührt eigenartig, dass die deutsche Kirche zu einer Glaubensgemeinschaft geworden ist, in der das Thema Schuld, Umkehr und Buße kaum noch eine Rolle spielt. Dass aber in Kirche und Gesellschaft sehr viel Unrechtes und Böses geschieht, kann niemand leugnen. Darum bleibt das Sakrament der Buße unersetzlich. Eigenartig berührt freilich auch, dass es Christen und Christinnen gibt, denen die sakramentale Buße verweigert wird – ein Widersinn, der allerdings Geschichte hat: Auch in der Alten Kirche hat es einige Zeit gedauert, bis sich das Bewusstsein durchsetzte, im Namen des Herrn von jeder Sünde lossprechen zu können. Dies muss auch dann möglich sein, wenn schuldhaft eine unumkehrbare Lebenssituation entstanden ist. Kirche muss in jedem Fall zeigen: Es gibt die Erlösung von der Unvergebarkeit der Schuld.

##### 3. Ehe und Familie betonen, Abweichungen würdigen, Widerständiges respektieren

Man wird abwarten müssen, was die Bischofssynode in Rom über die Themen Ehe und Familie zutage bringt. Auch wenn ein konservativer Bescheid kommt, so bleiben doch die Fakten: dass viele Katholiken und Katholikinnen ihr Beziehungsleben jenseits der überkommenen Norm organisieren. Wie könnte der Weg in die Zukunft aussehen? Es bleibt der Auftrag, die Ehe zwischen Mann und Frau als christlich höchst angemessene Form familiären Lebens zu verkünden. Abweichende Verhältnisse, die sich aus den Wechselfällen des Lebens nun einmal ergeben, tragen immer noch genügend positive Elemente in sich, um ihren Bezug zur kirchlichen Lehrmeinung herauszustellen. Dass es der traditionellen Überzeugung widerstrebende Lebensentwürfe gibt (propagierte Patch-Work-Familien,



gleichgeschlechtliche eheähnliche Verbindungen, in anderen Kulturräumen die Polygamie), bleibt eine Herausforderung. Doch ist zu bedenken: Die Lehre kommt an Grenzen, die Liebe nicht. Man könnte sich darauf verständigen, in diesen Fragen auf die staatliche Gesetzgebung zu verweisen, um auf Verurteilungen respektvoll zu verzichten.

#### 4. Freiheit und Respekt vor dem Anderen als Ideal der Menschenfreundlichkeit Jesu

Woran sollte die Kirche beim ersten und auch beim zweiten Hinsehen erkennbar sein? Es ist die radikale Menschenfreundlichkeit, die sich in Respekt und Güte äußert. Kirche muss die Anwältin des Menschen und der Menschlichkeit schlechthin sein. Sie muss auch selbst so ‚funktionieren:‘ im Umgang Oberer mit Untergebenen, im Umgang der Gläubigen miteinander. In einer Kirche, die Zukunft trifft, sollte kein Bediensteter die Stelle verlieren wegen persönlicher oder familiärer Probleme, kein Priester den Dienst quittieren müssen wegen des Zölibats, keine Getauften vom Sakramentenempfang ausgeschlossen sein, solange sie ihn ersehnen. Es ist die Humanität des Evangeliums, worin sich die Kirche Jesu Christi als treu erweist.

## Das Prinzip Wirklichkeitserschließung

### Soziodemographische Entwicklung bis 2025

Die Zahl der Katholiken in der Erzdiözese wird **sinken**, sie werden **älter**, aber auch „**bunter**“ (ethnische Vielfalt, unterschiedliche Lebensformen) und sie werden sich in den Regionen mit allgemeinem Bevölkerungswachstum immer häufiger in einem **nicht-katholischen oder auch nicht-christlichen Umfeld** bewegen. Die einzelnen Entwicklungen werden aber kleinräumig sehr unterschiedlich verlaufen<sup>1</sup>.



Herausforderung für die Kirche in Zukunft: Ihre Mitglieder sind:  
älter, „bunter“, weniger – und das an jedem Ort anders.

Die aktuellste und aussagekräftigste Prognose<sup>2</sup> ist derzeit die regionalisierte Bevölkerungsvorausberechnung für Bayern des Bayerischen Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung. Diese liegt jetzt aktuell für 2032 vor. Es handelt sich um die erste Bevölkerungsvorausberechnung auf Basis der Zahlen aus dem Zensus 2011.

Es sind Aussagen auf Regierungsbezirk- und Landkreisebene möglich.

Für unsere Zwecke ist eine Betrachtung des **Regierungsbezirkes Oberbayern ausreichend**: Ca. 80% der Einwohner Oberbayerns leben im Gebiet der Erzdiözese München und Freising. Ca. 49% der Einwohner der Erzdiözese sind katholisch. Tendenz sinkend.

<sup>1</sup> Für Aussagen zu Entwicklung, Situation und Lebenswelt auf Gemeinde- / Pfarrverbandsebene können Informationen aus der Bauleitplanung, dem kirchlichen Meldewesen, Sozialdaten und Ergebnisse der Sinus-Milieustudie etc. herangezogen werden.

<sup>2</sup> Bevölkerungsvorausberechnungen und daraus abgeleitete Aussagen sind als Modellrechnungen zu verstehen, die die demographische Entwicklung der vergangenen Jahre unter bestimmten Annahmen zu den Geburten, Sterbefällen und Wanderungen in die Zukunft fortschreiben. Sie zeigen nur wie sich eine Bevölkerung unter Beibehaltung der demographischen Trends der vergangenen Jahre entwickeln würde. Keine Prognose ist in den letzten Jahren zu 100% eingetreten und die Prognosen ändern sich jährlich. Aber auch wenn exakte Zahlen schwierig vorherzusagen sind, lassen sich Grundaussagen treffen

Folgende Aussagen lassen sich für den Regierungsbezirk Oberbayern treffen:

- Bis 2025 wird derzeit ein **Anstieg der Bevölkerung** von 4.473.700 auf 4.816.700 (7,7%, absolut ca. 343.000), danach abgeschwächtes Wachstum bis zum Jahr 2032 auf 4.862.400 (insgesamt: 8,7%, absolut ca. 390.000) prognostiziert. Über den Zeitraum von 10 Jahren bis 2025 betrachtet bedeutet dies allerdings nur ein **jährliches Bevölkerungswachstum von 0,8** Prozentpunkten.
- Das **stärkste Bevölkerungswachstum** wird für die **LHStd. München** und die Landkreise<sup>3</sup> **München, Starnberg, FFB, Dachau, Freising, Erding, Ebersberg** vorhergesagt. Auch für die anderen Landkreise auf Bistumsgebiet wird Wachstum prognostiziert. Nur in den Landkreisen Traunstein und Garmisch-Partenkirchen stagniert voraussichtlich die Bevölkerung.
- Sowohl innerhalb des Regierungsbezirks Oberbayern, als auch innerhalb der einzelnen Landkreise, werden allerdings die einzelnen **Entwicklungen räumlich sehr unterschiedlich** verteilt verlaufen.
- **Der Einwohnerzuwachs ist zugewanderungsbedingt.** Ohne Zuwanderung wäre die Einwohnerzahl in Oberbayern rückläufig.
- Die Entwicklung der **Zuwanderung** korreliert mit der Entwicklung der Beschäftigungszahlen. Sie ist somit von der zukünftigen **wirtschaftlichen Entwicklung abhängig.**
- Es ist **keine Aussage** darüber möglich, an welchen Orten dieser Bevölkerungsanstieg stattfinden wird, d.h. **wohin die Leute ziehen werden.** Die Prognosen berücksichtigen kein Baurecht. Bekannt sind nur bereits ausgewiesene Baugebiete v.a. in der Stadt München.
- Derzeit erfolgt eine hohe **Zuwanderung** aus dem **Ausland.** Allerdings unterliegen Wanderungsbewegungen aufgrund gesellschaftlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Faktoren kurzfristig erheblichen Schwankungen. Für die kommenden Jahre werden aber noch deutliche Wanderungsgewinne prognostiziert, dann setzt langsam ein Anpassungsprozess ein, also eine Entwicklung hin zu einem langfristigen Mittelwert, der dann konstant bleiben soll.
- Ein Teil der Zuwanderer aus dem Ausland ist katholisch. Er schwächt derzeit den Rückgang der Katholikenzahl ab. Mehrheitlich sind die Zuwanderer aber nicht katholisch.
- Die **Gruppe der Zuwanderer ist nicht homogen.** Ein Teil ist einer Armutszuwanderung zuzurechnen, ein Teil ist aber auch hochqualifiziert, gut verdienend und sehr mobil.
- Aufgrund der Zuwanderung jüngerer Jahrgänge nach Oberbayern (der positive Zuwanderungssaldo fällt v.a. in die Altersgruppe der 18 bis 45jährigen), die wiederum

<sup>3</sup> Es sind nur die betroffenen Landkreise aufgeführt, die auch auf Bistumsgebiet liegen.

Kinder bekommen, wird der Anteil an Kindern und jungen Menschen noch bis 2025 relativ hoch sein. **Die LHSt. München wird 2025 das jüngste Gebiet Bayerns sein** und damit das geringste Durchschnittsalter aufweisen. Dieses beträgt dann in der Landeshauptstadt ca. 42 Jahre (Regierungsbezirk Oberbayern: 45 Jahre).

- Alle Absolutzahlen in den jeweiligen Altersgruppen steigen, auch in den höheren Altersgruppen. **Die absolute Zahl alter Menschen wird stark ansteigen.**
- Übertritt der stark besetzten Baby-Boom-Jahrgänge der 60er Jahre in die Altersgruppe 65 Jahre und Ältere. → Stichwort "Andere Alte".
- **Anstieg der Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund.** Ihr Anteil wird 2025 in Oberbayern bei ca. 30% liegen. Aufgrund des deutlich jüngeren Durchschnittsalters und der höheren Fertilität werden die Personen mit Migrationshintergrund – anders als die ohne Migrationshintergrund – nicht nur Wanderungsgewinne, sondern auch deutliche Geburtenüberschüsse verzeichnen und damit die **weitere Entwicklung der Bevölkerung und der Gesellschaft nachhaltig beeinflussen.** In Teilen Münchens liegt bei den unter 19jährigen der Anteil derer mit Migrationshintergrund bereits heute bei über 50%.

## Das Vor-Ort-Prinzip

### Chancen und Herausforderungen aus soziodemographischer Sicht für den Lebensraum als Ort kirchlichen Handelns

Soziodemographische Veränderungen (Diversifizierung) führen zur Notwendigkeit einer Neubewertung pastoraler und kirchlicher Handlungsfelder, Dienste und Arbeitsweisen. Handelnde werden stärker charismenorientiert ausgebildet und eingesetzt. Vor Ort gilt das Prinzip der Vernetzung aller Akteure im Sozialraum.



Unterschiedliche Kompetenzen und Charismen an einem Tisch für passgenaue Lösungen, auf dem Weg zu einem gelingenden Miteinander vor Ort.

Ausgehend von den prognostizierten soziodemographischen Entwicklungen in den nächsten Jahren zeigen sich Chancen und Herausforderungen für die kirchlich-pastorale Praxis der Zukunft.

#### Zuwanderung

(u. a. starker Migrationshintergrund vor allem in der Landeshauptstadt und ein hoher Migrationsanteil besonders in der Gruppe junger Menschen)

- Zuwanderung – Entwurzelung – Beheimatung
- Schaffung von Anlaufstellen, um (neue) Kontakte zu knüpfen, Beziehungen aufbauen zu können, neue Beheimatung zu finden;
- „missionarische Pastoral“ – Notwendigkeit, immer neu zu erklären, was wir glauben, was wir tun, warum wir es so tun, wie wir es tun, ...
- die Sprache unserer Verkündigung, unserer liturgischen Vollzüge hinterfragen, anpassen, erneuern, verständlich machen ...
- Notwendigkeit einer speziellen Single-Pastoral
- Notwendigkeit einer speziellen Junge-Erwachsenen-Pastoral

### **Anstieg der Bevölkerungszahlen in der Landeshauptstadt und in bestimmten Landkreisen → Entwicklungen sind regional äußerst unterschiedlich**

- Strukturthemen müssen vor Ort entschieden werden
- regionale Anforderungen müssen Vorrang haben vor zentralistischen Planungen (z.B. Einteilung von Dekanaten und Kooperationsgemeinschaften)

### **starker Anstieg der Zahl „alter Menschen“**

- Notwendigkeit einer speziellen Single-Pastoral
- neue Qualität von Senioren-Pastoral für „junge, rüstige, aktive Senioren“
- Differenzierungen (unter Berücksichtigung der Milieuperspektive) im Bereich der Seniorenarbeit notwendig

### **größer werdende Schere zwischen „arm“ und „reich“**

- Armut zeigt sich in verschiedensten Facetten
- wirtschaftliche (finanzielle) Potenz im Großraum München für bestimmte Planungen berücksichtigen – Zuschüsse, Förderungen, Projekte, ...
- zunehmende Anzahl von Hochqualifizierten
- ⇒ Kooperationen verstärken bzw. neu schaffen zwischen verschiedenen Protagonisten / Beteiligten wie z.B. Caritas, Jugendfürsorge, Gemeinde, Klöstern, geistlichen Einrichtungen vor Ort – denn: „alle sind Kirche!“

### **Zunahme (psychischer) Erkrankungen (z.B. Burn-out-Symptome)**

- Sehnsucht der Menschen nach „Entschleunigung“
- Angebote der „qualifizierten Stille“
- Pilgern neu entdecken
- Kirchen, Klöster, kirchl. Bildungsstätten stärker als Auftankorte kenntlich machen und bewerben

### **größer werdende und stärker geforderte Mobilität**

(durch Beruf und Karriere bedingte, notwendige, geforderte aber auch durch verändertes Freizeitverhalten ausgelöste größere Mobilität)

- Menschen bewegen sich, wenn der Anreiz, das Angebot verlockend genug ist
- gleichzeitig entsteht eine größere Sehnsucht nach Beheimatung, zur Ruhe kommen → Heimat gewinnt an Wert

### **weitere Beobachtungen, Mutmaßungen, Chancen und Herausforderungen**

- Freiraum zum Experimentieren, Mut zum Neuen – Fehlerfreundlichkeit
- Kultur des Weglassens, Aufhörens ... fördern
- professionelle Präsenz in den modernen Medien, sozialen Netzwerken und Kommunikationsstrukturen – „Tue Gutes und rede davon!“
- Präsenz im „nicht-katholischen“ und „nicht-religiösen“ Umfeld
- „Zugangsbeschränkungen“ – wo immer möglich – herunterfahren
- eine unserer wichtigsten Maxime lautet: „Was kann ich Dir / Euch tun?“  
→ Ernstnehmen und Annehmen von individuellen Lebens-Entwürfen und -Entscheidungen  
→ weniger bewerten und wissen was für den anderen gut ist
- Vielfalt zulassen, die nebeneinander Platz hat – nicht sofort Konkurrenz darin vermuten
- verschiedenartige Feiern fördern – vom Sonntagsgottesdienst bis zum Event  
Anleihen nehmen bei anderen (z.B. ICF - International Christian Fellowship)

- Förderung gezielter Kompetenzen bei Hauptamtlichen für spezielle Lebensbereiche → Anforderungen an Profile kirchlicher Berufe, Frage nach der Eignung für kirchliche Berufe deutlicher stellen und intensive Qualifizierung für neue Herausforderungen
- hohe Kompetenz gefragt im Bereich „Dolmetscher sein“ – Anschlussfähigkeit zwischen Glauben, kirchlicher-religiöser Botschaft und konkreter Lebenswirklichkeit
- Fähigkeit, Charismen bei sich und anderen entdecken und fördern zu helfen
- unverzwecktes Ehrenamt – klare Charismenorientierung (Engagement auch für *eine* bestimmte Tätigkeit zu *einer* bestimmten Zeit) – Ehrenamtliche noch klarer als Botschafter des Glaubens wahrnehmen und dafür ausrüsten
- es muss nach der „Servicequalität“ unseres Auftretens gefragt werden dürfen → wir müssen erreichbar sein
- es braucht feste Ansprechpartner, Kontaktpersonen vor Ort – in den „kleinen“ Einheiten
- eindeutiger Option für eine „Geh-Pastoral“ hin zu den Menschen
- an den Grenzen präsent sein
  - vor allem auch im Bereich „Sterben, Tod, Bestattung, Trauer“
  - Krisen- und Notfallpastoral

## Das Prinzip Bildung

### Bildungsorte als kirchliche Angebote zur Identitätsprägung

Bildung ist eine wesentliche Schnittstelle zur Erfüllung des Kernauftrages der Kirche und befähigt Menschen auf dem Hintergrund des christlichen Gottes- und Menschenbildes zu einem verantwortlichen und selbstbestimmten Leben. Dieser gemeinsame Prozess erstreckt sich über die gesamte Lebensspanne und wird garantiert durch das gut ausgebaute Netzwerk der kirchlichen Bildungseinrichtungen und -angeboten in der Erzdiözese.



Katholische Bildung hilft gestalten:  
vielfältig, bunt – und doch in einem gemeinsamen Rahmen.

#### Ausgangspunkte

- Bildung als lebenslanger Prozess durch die verschiedenen Entwicklungsphasen des Menschen zielt auf den Erwerb geistiger, spiritueller, kultureller und lebenspraktischer Fähigkeiten sowie auf den Erwerb personaler und sozialer Kompetenzen.
- Das Erziehungsgeschehen versteht sich als ein Prozess der Befähigung von Kindern und Jugendlichen für das Erwachsenenalter und vermittelt die dazu wesentlichen Faktoren einer Persönlichkeitsbildung.
- Ein christliches Erziehungs- und Bildungsverständnis orientiert sich am christlichen Gottes- und Menschenbild und schafft durch die Angebote und Maßnahmen einen Rahmen, der es dem Kind, Heranwachsenden und Jugendlichen sowie dem Erwachsenen in seinen unterschiedlichen Altersphasen ermöglichen, seine Fähigkeiten zu entdecken und zu entwickeln sowie seine Persönlichkeit und sein Handeln entsprechend auszurichten. Dafür bedarf es Handelnde, die für diese verantwortungsvolle Aufgabe qualifiziert sind und dies durch ihr Lebens- und Glaubenszeugnis bekunden („gute Handwerker und überzeugende Personen“).
- Für die Erzdiözese München und Freising sind Bildung und Erziehung wesentliche Aspekte ihres Pastorkonzeptes. In Einrichtungen für Kleinkinder, Schulpflichtige und Erwachsene werden vor dem Hintergrund staatlicher und landeshoheitlicher Bestimmungen zahlreiche Angebote in Kindergärten, Schulen, Ausbildungs- und Studieneinrichtungen sowie Einrichtungen der Erwachsenenbildung bereitgestellt.



## Perspektiven

Angesichts einer zunehmend pluralen und säkularisierten Gesellschaft ist der Erwerb einer christlichen Identität in seiner katholischen Ausprägung nicht mehr a priori gesichert. Eine zukünftige Herausforderung ergibt sich damit, an möglichst vielen Orten Angebote zu schaffen, die diesem Anspruch gerecht werden können.

- Ausbildung qualifizierter Multiplikatoren

Mit entsprechendem Aufwand wird dafür Sorge getragen, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die entsprechenden Bildungsschwerpunkte qualifiziert und weitergebildet werden.

- Ausbau von Bildungsorten

In den bestehenden territorialen Einheiten werden bestehende Bildungs- und Erziehungsangebote fortgeführt und weiter positioniert. Dabei ist darauf zu achten, dass Eltern die Wahlmöglichkeit erhalten, ihre Kinder in katholische Kitas und Schulen ortsnah gehen zu lassen. Diese Bildungsorte zeichnen sich dadurch aus, dass sie nach Möglichkeit verschiedene Angebote miteinander verbinden und so zu erkennbaren „Leuchtturmprojekten katholischer Bildungsarbeit“ werden. Auch das Vernetzen und Kooperieren mit anderen Trägern kirchlicher Bildungsarbeit oder sozialer bzw. kultureller Tätigkeit unterstreicht die Ausrichtung dieser Einrichtungen.

- Bildung an den Lebensorten der Menschen

Vor Ort in den Sozialräumen der Menschen übernehmen die Pfarreien – unterstützt durch die Einrichtungen der Erwachsenenbildung – eine verstärkte Aufgabe der Unterstützung. Durch die Kenntnis der Bedarfe der Menschen werden entsprechende Bildungsangebote entwickelt und positioniert, die den Menschen „kurze und niederschwellige“ Zugänge ermöglichen. Durch regionale Kooperationen werden diese Angebote in territorial vergleichbaren Einheiten (Dekanat) auch anderen Pfarreien zugänglich gemacht.

- Bildungshäuser als exponierte Lernorte

Die Erzdiözese München und Freising baut die bestehenden Bildungshäuser aus und qualifiziert sie unter differenzierten Aspekten. Die Mobilität lässt es zu, die bestehenden Einrichtungen mit ihren spezifischen Angeboten aufzusuchen und hier in geschützten Räumen Lernerfahrungen der besonderen Art zu machen. Die Kirchlichkeit der Einrichtungen wird besonders durch spirituelle Angebote deutlich und unterstreicht die Besonderheit der Bildungsorte.

- Kommunikation

Die Erzdiözese München und Freising verfügt über ein Kommunikationskonzept, das die Bildungsorte wie -angebote überzeugend und schnell auffindbar darstellt. Individuelle Lösungen haben sekundäre Bedeutung, da es um eine klare Positionierung aller Angebote nach entsprechenden Bedürfnissen und Interessen geht.

- Die Erzdiözese München und Freising stellt Lern- und Bildungsinhalte in Speicher- und Dialogmedien zur Verfügung. Als ein wesentlicher Anbieter von Inhalten – teilweise mit

Alleinstellungsmerkmal – bietet sie Interessierten die Möglichkeit, sich zu unterschiedlichen relevanten Themen zu qualifizieren.

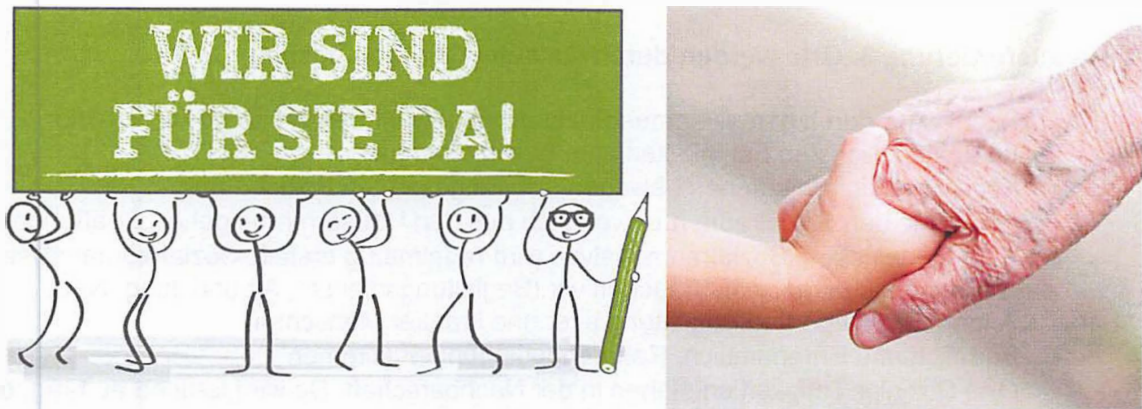
- Regionalisierung

Die Erzdiözese München und Freising verfügt über ein Strukturmodell, das den regionalen Einheiten (Pfarrverbänden, Dekanaten) eine besondere Bedeutung zumisst. Dies wird dadurch zum Ausdruck gebracht, dass regionale Besonderheiten und Bedarfe analysiert, in Projekten ausprobiert und evaluiert werden. Personelle und wirtschaftliche Ressourcen werden den Tätigkeitsfeldern, Maßnahmen und Projekten entsprechend angepasst und berücksichtigt. Die Begleitung geschieht strukturell durch eine mittlere Ebene, die in Fragen der Pastoral, Caritas, Bildung (Kindertagesstätten, Schule, Erwachsenenbildung) und Verwaltung beratend und begleitend zur Verfügung steht und so das Verbindungsorgan zum Ordinariat als Dienstleistungs- und Kompetenzzentrum darstellt.

## Das Prinzip Nähe

### Orte Sozialer Tätigkeit als Ausdruck christlicher Zuwendung

Kirche ist Dienstleister und deshalb mit hoher Professionalität insbesondere an den Orten menschlicher Nöte und existentiellen Scheiterns präsent. Mitarbeiter der Pastoral & der Caritas arbeiten gemeinsam an der Realisierung vor Ort und werden dafür angemessen qualifiziert.



Wir sind für Sie da – mit Kompetenz und Nähe.

#### These:

„Der Weg der Kirche ist der Weg der konkreten Menschen. Es ist die Aufgabe der Kirche, in das konkrete Leben der Menschen hineinzugehen, bis in die extremen Nöte, Fragen, Ängste, des Leibes und der Seele – aber nicht dort stehen zu bleiben, sondern die Menschen hineinzuführen in die Begegnung mit Christus.“ (Kardinal Marx, Diakonenweihe 05.10.2013 Münchner Liebfrauentempel)

Dies ist die Herausforderung an uns Christen.

Dies ist aber auch die Chance für uns Christen, da dieses Mitgehen mit den Anliegen der Menschen in unserer Gesellschaft höchste Anerkennung erfährt.

#### Herausforderung 1: Orte sind regional besetzt

- Kirche ist dort, wo die Menschen mit ihren Anliegen sind
- Orte Sozialer Tätigkeit sind Orte, an denen sich die Menschen aufhalten; im Mittelpunkt stehen die Anliegen der Menschen
- Kirche geht zu den Menschen und wird durch berufliche und nicht berufliche Mitarbeiterinnen von Kirche und Caritas verwirklicht
- Orte Sozialer Tätigkeit sind die Caritas-Zentren und Häuser, am Land noch in den Pfarrbüros. Zukünftig in den Bahnhöfen? Infopoint Kirche? Café betreiben?
- Kirche ist in der Fußgängerzone / Innenstadt mit allen sozialen und spirituellen Angeboten präsent (Beispiel Münchner Insel)
- Pastoral ist in Orten Sozialer Tätigkeit präsent. Sie ist präsent in Beratungseinrichtungen der Caritas, in Kindergärten, in Altenheimen, in Behinderteneinrichtungen etc.
- Zur Erreichung eines personalen Angebots vor Ort muss Manpower mit kirchlichen Geldern finanziert werden

**Herausforderung 2: Orte müssen Angebote für vielfältigste Anliegen haben**

- Die Anliegen der Menschen an diesen Orten erfordern pastorale und sozialpädagogische Fähigkeiten (Beispiel Bahnmissionsmission, Telefonseelsorge, Gemeindec Caritas und Soziale Beratung)
- Um personales Angebot vor Ort umzusetzen, braucht es multiprofessionelle Teams
- Es finden gemeinsame Schulungen statt.
- Orte Sozialer Tätigkeit sind der Ausgangspunkt der pastoralen Angebote. Die Themen der Menschen beeinflussen die spirituellen Angebote

**Herausforderung 3: Orte werden durch Getaufte Christen besetzt**

- Kirche wird durch gemeinsames Priestertum gewährleistet. Nur so können die unterschiedlichsten Fähigkeiten zum Einsatz kommen
- Kirchliche Mitarbeiterinnen bewegen sich im gesamten Sozialraum
- Ich kenne den Sozialraum nur, wenn ich aus den Häusern raus gehe. „Straßenpastoral“
- Eine gemeinsame Sozialraumanalyse wird regelmäßig erstellt. Sozialraumanalyse: Genau hinschauen, was brauchen wir (Begleitungsdienste, Alt und Jung: Neue Angebote, Pflege und Begleitung alter und kranker Menschen)
- Beruflich und Ehrenamtlich: Rahmenbedingungen stimmen
- Orte Sozialer Tätigkeit entstehen in der Nachbarschaft. Da wird jemand auffällig, oder kommt nicht mehr, wird gebrechlich und eine Gruppe kümmert sich (Wohnviertelhelfer, Gemeindegewester)

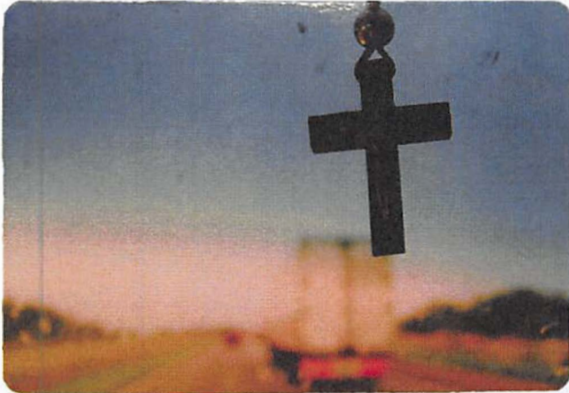
**Herausforderung 4: In den Themen der Gesellschaft den Auftrag der Kirche entdecken**

- Kirche bietet Raum für Diskussion und Position zu Themen; „anwaltschaftliches Handeln für“
- Es gilt in den Themen der Gesellschaft den Auftrag der Kirche zu entdecken und zu verwirklichen
- Beim Handeln z. B. für Flüchtlinge agiert Kirche gemeinsam mit Menschen, die sich nicht zur Kirche angehörig sehen
- Kirche agiert sozialpolitisch mit eigenem Geld, um Ziele zu verwirklichen (z. B. Sozialer Wohnungsbau)

## Das Prinzip Erkennbarkeit

### Angebote und Präsenz in der Mediengesellschaft

Kirche legt für ihre Kommunikation Strategien und Qualitätsstandards fest und unterstützt subsidiär die Handelnden, finanziell & mit Know-how.



Erkennbar – präsent!

#### Präambel

- Wir kommunizieren in Zeichen und Handlungen.
- Wir vermitteln dieses Handeln in verschiedene Welten hinein.
- Das geschieht nicht von selbst: Die Vermittlung muss bewusst gestaltet werden; im Moment geschieht sie in sehr verschiedenen Qualitäten.

#### Mediale Angebote

##### Prämissen:

- Das, was an Gutem geschieht, zugänglich und erfahrbar machen
- Dialogisches Element: „Was willst Du, das ich Dir tun soll?“ ⇒ Bedarf
- Da sein, wo die Menschen sind – nicht nur Katholiken
- Erkennbar, zugänglich, identitätsstärkend, einladend sein
- Netzwerk aus territorialer & kategorialer Kirche ist ein positives Strukturprinzip

#### Thesen

- Kirche ist mit ihren Angeboten schwer auffindbar („Telefonbucheintrag“).
- Es gibt vor Ort große Qualitätsunterschiede, was ein „Erstkontakt“ dort vorfindet.
- Es gibt keine „Dienstanweisung“ bzw. verbindliche Vorgaben für Kommunikation/Öffentlichkeitsarbeit bzw. Erreichbarkeit einer Pfarrei.
- Pfarreien und Pfarrverbände sind massiv überfordert mit ihren Aufgaben und den Anforderungen aufgrund der Strukturveränderungen.
  - ⇒ Überforderung
  - ⇒ keine Ressourcen für z. B. Kommunikation
- Es gibt überwiegend geringe Medienkompetenz bei kirchlichen Mitarbeitern: Bedienen des PC, Texte journalistisch bearbeiten, gestalten, Medientraining.
- Der Umgang mit den Welten heute braucht andere Qualitäten und Ressourcen im Bereich Kommunikation.

### Chancen

- Netzwerk als Struktur ist schon vorhanden und fachlich vielfach hoch professionell.
- Es sind gute wirtschaftliche Ressourcen bei der Erzdiözese vorhanden.
- Kirche ist wieder extrem im Gespräch – auch in der Kritik  
⇒ diskursiv sein, nicht verstecken
- Idee eines „Herausgehens“ entspricht unserem Auftrag  
⇒ pilgerndes Volk Gottes
- „Wie gehe ich damit um, wenn mein Leben nicht so gelingt?“  
⇒ Kontingenzbewältigung: professionelle Angebote
- Idee des Kirchenmannes: hier darf ich sein
- Sonntag als arbeitsfreier Tag
- Frage nach dem „Sinn des Lebens“: Wir sind kompetent und haben Angebote, Orte, Menschen, Wissen und Erfahrung.

### Herausforderungen

- Sensibilität für kulturelle Verschiedenheit, z. B. fremdsprachige Katholiken: entsprechende (muttersprachliche) mediale Angebote und Abbildung (Anteil Menschen mit Migrationshintergrund 2025: 30 %!)
- Das, was es im Sozialraum / in der Kirche gibt, kommunizierbar machen
- Qualitätsstandards für Kommunikation schaffen und erforderliche personelle Ressourcen zur Verfügung stellen
- Größere Flexibilität und schnellere Entscheidungen, um mediale Möglichkeiten zu nutzen  
⇒ und Ressourcen bereitstellen (z. B. Twitter, Facebook)
- Bündelung von Aufgaben, die bisher in jeder Pfarrei selbst gemacht werden  
⇒ Synergieeffekte schaffen, um Zeit für die Menschen zu haben  
⇒ z. B. **ein** Pfarrbrief für PV, Matrikelwesen
- Erkennbarkeit der Kirche auch in ihren Kommunikationsmitteln als **ein** Absender  
⇒ katholische Kirche

### Schlusswort

Wir brauchen eine Klarheit im Handeln der Kirche (= Strategie) und in der Vermittlung dieses Handelns.

Handeln = „hörend“ auf Menschen zugehen und Antworten entwickeln im Dialog.

Diese Art von Handeln erfordert Qualität, Standards, Ressourcen („Mensch und Material“), dienende Strukturen.

Das konkrete „Wie?“ der Vermittlung und die subsidiäre Unterstützung dabei ist immer neu zu erarbeiten und orientiert sich an den verschiedenen Welten.

Eine massive Entlastung der Strukturen vor Ort ist Voraussetzung: für das Handeln selbst und dessen Vermittlung.

## Das Prinzip Begegnung

### Orte und Räume für Begegnung und Spiritualität

Kirche reflektiert ihre Koordinations- und Begegnungsorte darauf hin, wen sie dort erreicht und was sie dort wie anbietet. Sie schafft neue, niederschwellige Orte für die Menschen, die bisher keinen Raum haben.

Kirche nimmt die schon jetzt vorhandene Vielfalt spiritueller Orte wertschätzend wahr und fördert verstärkt zeitgenössisch-ästhetisch offene Räume.

Kirchliche Kommunikation formuliert ihre eigenen Standpunkte und orientiert sich zugleich an den Bedürfnissen der Menschen und zeigt so die Vielfalt ihres Handelns.



Zugänglich – Vielfältig – Spirituell

**Von der Chance eines wertschätzenden Umgangs mit einer zunehmend individuell-pluralisierten Glaubenspraxis und den sich daraus ergebenden vielfältigen Zugängen – kirchliche Begegnungs- und spirituelle Orte im Wandel**

#### Entwicklungen

Wesentliche Parameter des kirchlichen Lebens sind nach wie vor stark von einem Verständnis der Pfarrgemeinde als Mittelpunkt der christlichen Glaubenspraxis geprägt. Hier feiert man miteinander Gottesdienst, hier begegnet man sich und gestaltet gemeinsam Gemeinschaft, hier erfährt man aber auch alle relevanten Informationen und trifft Menschen, die wissen was in bestimmten Situationen zu tun ist.

Dieses gemeindezentrierte Modell gerät immer mehr in die Krise. In wachsendem Maße bestimmen Menschen ihre Glaubenspraxis individuell und ein immer kleinerer Teil beheimatet sich dabei im Kreis der klassischen „Kerngemeinde“: Deren Angebote werden oft als unpassend zum eigenen Lebensentwurf und den Herausforderungen des Alltags wahrgenommen. So ist beispielsweise für viele Familien, aber auch Paare und Singles der Sonntagvormittag die einzige Kernzeit in der Woche, in der das Miteinander und die eigenen Interessen ohne Zeitdruck gepflegt werden können. Das Angebot eines sonntäglichen Gottesdienstes als zentraler Begegnungsort hat es da notwendigerweise schwer. Damit fallen aber viele im traditionellen Konzept selbstverständlich vorausgesetzte Informationskanäle und Orte, an denen man en passant erfährt wie Kirche funktioniert, weg. Viele Menschen begegnen Kirche deshalb zunehmend in einer gefühlten Fremdheit.

Diese Fremdheit darf aber nicht vorschnell verwechselt werden mit einer inneren Distanz spirituellen Themen und Angeboten gegenüber. Alle religionssoziologischen Untersuchungen

der letzten Jahre weisen auf eine neue Wertschätzung spiritueller Praxis hin, als Ort das eigene Leben in einer vielfältig herausfordernden Wirklichkeit zu verorten und zu reflektieren. Diese positive Offenheit für spirituelle Praxis und Verortung richtet sich aber im Gegensatz zu traditionellen Formen verfasster Religiosität nicht mehr auf eine religiöse Tradition, sondern ist weithin offen für eine breite Vielfalt spiritueller Angebote. Die Auswahl wird jeweils individuell und selten exklusiv getroffen. Die Vielfalt der Rollen als Grunderfahrung pluraler Gesellschaft spiegelt sich weitestgehend auch in der spirituellen Verortung wieder: Erlebnis- und deutungsoffen werden unterschiedlichste Zugänge befragt und zu einem jeweils individuellen Weg eigener Praxis zusammengestellt. Der Aufweis von scheinbaren Widersprüchen oder der Anspruch, sich voll auf einen Weg einzulassen, wird schnell als vereinnahmend empfunden und gerät schnell in den Verdacht der fundamentalistischen Enge. Alle Versuche einer „Vergemeinschaftung“ haben es schwer, besonders wenn sie Verbindlichkeiten und Dauer einfordern. Eine Kirche aber, die in diese Situation hinein Angebote macht, um die Lebenswirklichkeit weiß und individuelle Zugänge wertschätzen kann, wird durchaus als Anbieter, dem man nach wie vor Qualität zutraut, gerne wahrgenommen.

### **Konsequenzen für kirchliche Begegnungsorte**

Entscheidend um Begegnung und Kontakt zu ermöglichen wird es sein, dass kirchliche Angebote an den Orten und auf den Kanälen bei den Menschen, an denen Sie sich bewegen, überhaupt ankommen. Menschen sind es heute aus ihrem Alltag gewohnt, das Anbieter auf sie zukommen und nicht umgekehrt. Niemand hat in den Zeiten des Internets ein zu geringes Angebot sein Leben spirituell zu verorten. Es ist eine Frage an den kirchlichen „Anbieter“, ob er an den Orten der Menschen vorkommen will oder nicht, nicht umgekehrt. Die Herausforderung der Zukunft wird es also sein, Orte, Kommunikationskanäle zu schaffen, auf denen kirchliche Angebote wahrgenommen werden und diese Angebote und Orte so zu gestalten, dass sie deutlich machen, dass individuelle Wege und Zugänge wertgeschätzt werden. Dafür erscheint eine Mischung aus den klassisch schon etablierten Orten und Kanälen und neu zu erschließenden Feldern und Formen der Kommunikation notwendig.

### **Im Einzelnen kann dies bedeuten:**

Das **Pfarrbüro** als klassische zentrale Servicestelle leistet nach wie vor einen wichtigen Schwellendienst und bildet gerade an Lebenswenden oft nach Jahren den ersten Kontakt, den Menschen aktiv aufsuchen. Deshalb ist eine gute Auffindbarkeit, kompetentes Personal und Öffnungszeiten, die wie auf sonstigen Ämtern auch, der Lebensrhythmen auch erwerbstätiger Personen Rechnung tragen, sowie eine von Servicementalität geprägte Gestaltung der Räume von großer Bedeutung.

Erstes Informationsmedium, über das heute Menschen Informationen über kirchliche Angebote suchen, ist aber zweifellos das Netz. Ein zentraler Begegnungsort mit Kirche und damit als solcher auch zu gestalten, ist die **Homepage der Pfarrei** oder kirchlichen Einrichtung. Wird hier eine an den Fragen der Menschen orientierte Servicementalität erkennbar? Werden hier ästhetische Standards eingehalten und Erwartungen an die Bedienbarkeit (z.B. Darstellbarkeit auf mobilen Endgeräten) erfüllt? Werden spirituelle Angebote und persönliche Kontaktangebote gemacht (die dann auch eingehalten werden)?

Darüber hinaus bedarf es – gerade im städtischen Kontext – auch **niederschwelliger Angebote** an den Orten, an denen Menschen in ihrem Alltag sind. Kirchliche Servicepunkte zum Beispiel in einem angemieteten ehemaligen Laden am belebtesten Platz des Viertels, in dem man sich schnell und auf einem hohen Niveau über kirchliche Angebote informieren kann und gleichzeitig auch durch ein personales Angebot kompetent Lebensfragen und spirituellen Suchbewegungen begegnet wird.



Die Familienphase ist nach wie vor eine Phase, in der Menschen intensiv Lebensfragen stellen und dankbar kirchliche Angebote annehmen. **Kirchliche Kindergärten, Elterncafés und ElternKindAngebote** sind deshalb zentrale Begegnungsorte, an denen auch die Bedürfnisse der Erwachsenen gut im Blick sein sollten. Wie kompetent können Mitarbeiter Auskunft über die Angebote der eigenen Pfarrei geben? Gibt es Informationen und Kontaktangebote? Kommt Spiritualität als eine wertvolle Dimension des Lebens vor?

Darüber hinaus wird Kirche in Phasen der Krise, Krankheit und die Konfrontation mit dem Tod nach wie vor eine hohe Kompetenz zugebilligt. Gelingt es die Mitarbeiter der **Caritas und diakonischen Initiativen als Ansprechpartner und Multiplikatoren** zu schulen? Wo gibt es in der hohen Belastung der pastoralen Mitarbeiter verlässliche Begleitungsangebote? Wie wird mit den sehr individuell geprägten Glaubenswegen wertschätzend z.B. bei der Beerdigung umgegangen?

### Herausforderungen

Wie kann es gelingen, eine breitere Vielfalt von niedrigschwelligen Begegnungsorten zu schaffen?

Wie kann professionelle Kompetenz in der Öffentlichkeitsarbeit im Netz und in den Printprodukten gewährleistet werden?

Wie kann haupt- und ehrenamtliches Personal so geschult werden, dass es sich selbst als wichtige und wertschätzende Multiplikatoren versteht?

### Konsequenzen für die spirituellen Orte

Vor dem Hintergrund eines wachsenden Interesses an spiritueller Lebensverortung ist auch das Interesse an spirituellen Orten in den letzten Jahren stark gewachsen und stellt eine große Chance dar, Menschen in ihren spirituellen Suchbewegungen zu erreichen. Entscheidend ist dabei auch hier, ob diese Orte im Alltag der Menschen zugänglich sind, ob sie (auch ästhetisch) so gestaltet sind, dass sie Zugänge eröffnen und ob sie eine Art der Partizipation ermöglichen, die individuellen Deutungen Raum gibt.

Spirituelle Orte lassen sich dabei unterscheiden in persönliche spirituelle Orte (z.B. Gegenstände, Gebetsorte im eigenen Lebensumfeld, mit der eigenen Lebensgeschichte verbundene Orte), Orte, die von der Gemeinschaft getragen, aber zu einer individuellen Glaubenspraxis einladen (z.B. Kapellen, Kerzen, Fürbittbücher) und Orte, die zu einem gemeinschaftlichen spirituellen Erleben hinführen wollen (Kirchen, liturgische Orte). Die katholische Tradition bietet – und darum schätzen sie viele sehr – auf allen drei Ebenen ein enorm vielfältiges Angebot unterschiedlicher Zugänge. Dies gilt es weiter zu fördern, auszubauen und ästhetisch durch zeitgenössische Formen zu ergänzen.

Die **persönlichen spirituellen Orte** bieten im Gespräch deshalb auch eine hervorragende Möglichkeit mit den Glaubensüberzeugungen des Gegenübers in Kontakt zu kommen. Wo dies gelingt und nicht vorschnell vor einem zunehmend religiös pluralen Zugang bewertend die Augen verschlossen werden, kann ein vertiefter Kontakt gelingen, der Zugänge eröffnet.

**Orte, die in Kapellen und Kirchen individuellen Zugängen** einen Ort geben, werden gut angenommen und bieten vielen Menschen in ihrem Alltag, aber auch in Situationen der existentiellen Suche, Raum und Schutz. Sie sollten deshalb gepflegt, gut zugänglich und doch geschützt sein und vielfältig einladen, den eigenen spirituellen Bedürfnissen Ausdruck zu geben (Kerzen, Bücher, um Bitten und Dank zu formulieren). Von großer Bedeutung sind **Orte, die der Trauer und dem Schmerz von Trennung** einen guten Ort geben.

**Kirchenräume** sollten immer auch aus der Perspektive der Fremdheit zugänglich sein. Wie gelingt es, sie als **liturgisch invitorische Orte** zu gestalten? Sind Gottesdienste so gestaltet, dass sie auch für einen zufälligen Besucher einladend sein können?

### **Herausforderungen**

Wie gelingt es, im Rahmen der vielfältigen Zugänge dem ästhetischen Empfinden heutiger Besucher Rechnung zu tragen?

Gibt es Räume der zeitgenössischen Kunst, Räume der Leere, der Stille und Unterbrechung?

Wo braucht es neue Räume?

Wo sind die spirituellen Räume der Einkaufszentren...?

## Das Prinzip Heilung

### Herausforderungen an Theologie, Kirche und Gemeinden im Umfeld von Krankheit und „Gesundheitswesen“

von Thomas Kammerer, Pfarrer, Leiter der Seelsorge im Klinikum rechts der Isar der Technischen Universität München



Die moderne Medizin hat in den letzten 150 Jahren enorme Fortschritte gemacht und den Menschen (zumindest in den reichen Industrienationen) geholfen, ihre Lebenserwartung und Lebensqualität deutlich zu erhöhen.

In Deutschland ist die medizinische Versorgung auf einem fast schon luxuriösen Niveau angelangt. Dennoch stellte sich in den letzten 15 Jahren immer mehr heraus, dass die Zeit der Verbesserung der Lebenserwartung durch neue medizinische Verfahren in Technik und Pharmakologie aufs Ganze gesehen vorbei ist. Die Lebenserwartung der Bevölkerung durch Heilerfolge der Medizin steigt nicht mehr so rasant wie früher, vielmehr stagniert sie. Es scheint, als sei das Maximum des Möglichen erreicht.

Zudem ist zu beobachten, dass immer mehr Menschen nicht davor Angst haben, zu wenig medizinische Behandlung zu bekommen, sondern zu viel. Die Entwicklung im Bereich der Patientenverfügungen zeigt deutlich auf, dass das Vertrauen in die Medizin und die Mediziner in eine Krise gerät. Die Angst ist deutlich, in einem menschenunwürdigen, der Autonomie beraubten, schmerzhaften und leidvollen Zustand als Opfer der medizinischen Überversorgung zu enden. Der Ruf nach der Möglichkeit von assistiertem Suizid begegnet heute immer deutlicher. Er wird einerseits als Notausgang in unheilbarer Krankheit gefordert, andererseits als Ausdruck persönlicher Autonomie am Lebensende.

Medizin hat sich heute vielfach zu einem Profitunternehmen entwickelt, das nicht mehr den einzelnen Menschen und sein persönliches Wohl im Blick hat, sondern immer mehr die kostengünstige Effizienz medizinischer Verfahren unter Einsparung vor allem von Personalkosten und der Einführung von Verlaufsprotokollen in der Behandlung von Krankheiten.

Auf der anderen Seite steht dazu die Palliativmedizin, die von vielen Menschen immer noch als die Medizin „danach“, „wenn nichts mehr zu machen ist“, also als Sterbemedizin gesehen wird. Hier wird nicht körperliche Heilung versprochen, sondern nach dem Ziel persönlicher und individueller Lebensqualität behandelt und dieser ganzheitliche Ansatz ermöglicht sogar – so zeigen es erste Studien – dass Menschen nicht nur besser, sondern unter Umständen auch länger leben.

Durch die Palliativmedizin hält auch die Spiritualität als existentielle Lebensdimension und Ressource in der Krankheits- und Lebensbewältigung wieder Einzug in die Medizin. Unter dem Stichwort „spiritual care“ nehmen Ärzte, Pflegende, Psychologen und Sozialarbeiter für sich die Kompetenz in Anspruch, Patienten auch in ihrer spirituellen und Glaubensdimension unterstützen zu können. Gleichzeitig erfordert diese Kompetenz jedoch die fachliche Unterstützung durch Theologen, die erstmals als Mitglieder des Behandlungsteams gelten.

Doch nicht nur im Kontext der Krankenhäuser ist die Wiederentdeckung des Menschen als ganzheitliches Wesen (körperlich, sozial, psychisch, spirituell) auch in der Krankheit und der Heilung heute im Wachsen. Immer mehr niedergelassene Ärzte sehen sich spirituellen Bedürfnissen, Suchen und Fragen ihrer Patienten gegenüber und fühlen sich oft überfordert. Ambulante Palliativteams, die Patienten zuhause betreuen, sprechen spirituelle Fragen an und suchen nach Unterstützung auch bei den kirchlichen Strukturen vor Ort.

Gleichzeitig zeigen Studien, dass Menschen in ihren spirituellen Fragen weniger den klassischen Seelsorger und/oder gottesdienstliche Veranstaltungen oder Gruppen im Blick haben, sondern individuell verschieden spirituelle Orte als Quellen der Kraft aufsuchen. Auch die Beschäftigung mit spiritueller Literatur, also die persönliche Auseinandersetzung mit den existentiellen Fragen, steht im Vordergrund.

Durch die Veränderungen in der Krankenhausfinanzierung und die daraus resultierenden verkürzten Liegezeiten trifft man immer mehr Kranke heute wieder zuhause an. Krankenhausaufenthalte werden von Wochenenden zuhause unterbrochen. Sterbenden wird nach Möglichkeit und Wunsch ermöglicht, zuhause zu sterben.

Seelsorgliche Begleitung Kranker ist also nicht mehr nur durch die Krankenhauseelsorge zu leisten, sondern zunehmend tritt das Bedürfnis nach Vernetzung mit der örtlichen Gemeindeseelsorge zutage.

Gleichzeitig ist die klassische „Versorgung“ kranker Menschen durch Sakrament und Wort für viele Kranke nicht mehr der einzige und unmittelbar erste bewusste und reflektierte Zugang zu ihrer spirituellen Dimension. Vermehrt treffen Seelsorger in Klinik und Gemeinde auf Menschen, die eine spirituelle Ahnung in sich tragen, die aber weder Worte noch Rituale als stärkende Mittel spirituell-religiöser Art bereits gefunden hätten. Gemeinsame Suche, das tastende sich Orientieren, das sich noch nicht festlegen könnende Entdecken stehen heute immer öfter im Mittelpunkt seelsorglicher Begleitung, nicht nur, aber besonders in Zeiten der Krankheit, des Abschieds und Verlustes von Lebensmöglichkeiten und Beziehungen.

In einer Gesellschaft, in der Jugend, Schönheit und Gesundheit von Gütern zu bedeutenden, bestimmenden und machtvollen Werten geworden sind, verspüren kranke Menschen zunehmend auch Scham, sich mit der Hässlichkeit ihrer Krankheit, der Gebrechlichkeit ihres Alters anderen zu zeigen. Gleichzeitig erwarten sich immer noch viele Menschen von den Heilungsversprechungen der Medizin eine komplette Wiederherstellung jugendlicher Kraft und Gestalt. Hier ist die Enttäuschung oft groß und die Leidempfindung intensiv. Hier ist die existentielle und spirituelle Grundfrage: „Warum ich?“ und „Was ist mein Leben (noch) wert?“ besonders dringlich und bedarf eines kompetenten Gegenübers.

Neue medizinische Verfahren wie die Organtransplantation oder die Stammzellengewinnung aus Embryonen stellen weitere ethische Herausforderungen dar, welche differenzierte, diskursive und nicht apodiktische oder plakative Antworten seitens von Theologie, Kirche und Seelsorge benötigen.

Als letztes Thema seien die Familien genannt. Zu jedem kranken Menschen gehört ein soziales Umfeld. Das traditionelle Ideal von „Vater, Mutter, Kind“ ist schon lange nicht mehr Lebensrealität vieler Menschen. Gerade bei Menschen unter 60 stehen heute oft Freunde vor oder gleichauf mit der Familie. Alleinstehende bilden mittlerweile in München die Mehrheit.

Neue Formen der Partnerschaft etablieren sich. Hatte die frühere Großfamilie in Krankheit und Sterben eine stabilisierende Funktion, indem sie spirituellen Halt durch die gemeinsam gelebte Gewissheit der religiösen Überzeugung gab und gemeinsame Rituale zur Verfügung hatte, diese in Krisenzeiten zu aktualisieren, so ist die Pluralität auch hier deutlich zu spüren. Menschen verschiedener spiritueller und religiöser Überzeugungen finden sich um das Krankenbett ein und haben zunächst nichts, was sie gemeinsam trägt und was sie gemeinsam durch Rituale vergegenwärtigen können. Hilflosigkeit und Stummheit sind dann oft die Folge. Und immer mehr Menschen haben gar kein soziales Netz, das sie in Zeiten der Krankheit auffängt und unterstützt.

Zudem sind durch die weniger, lockerer und dyadisch strukturierten Beziehungen die Verlustängste der Zugehörigen, vor allem der Lebenspartner, eine zusätzliche Belastung für alle Beteiligten und führen nicht selten zu Konflikten über den Sinn von medizinischen Therapien, über das Sterben-Lassen oder Weiterleben-Müssen.

## Bildnachweis:

- 1) Roter Faden: Bildkarte Nr. 7 aus „Mein Weg ist mein Weg“ © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München
- 2) Heiliger Geist: Fotolia #23522936 - Deckenmosaik in Taufkapelle © Iagom
- 3) Bunte Menschen: advent & adventure © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München. Foto: stinug
- 4) Runder Tisch: Fotolia #68822872 - Group of Business People in Meeting Photo and Illustration © Rawpixel
- 5) Bilderrahmen: Fotolia #51354525 - Photo frame as easel with artist's tools isolated on white © Africa Studio
- 6) Wir sind für Sie da: Fotolia #69941007 - Berater halten Schild hoch © Trueffelpix
- 7) Hände: Fotolia #50563855 - An old woman and a kid holding hands together © Ermolaev Alexandr
- 8) Kreuz am Rückspiegel: advent & adventure © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München. Foto: Flügelwesen / photocase
- 9) Handy mit Himmeldisplay: Sich trauen – Gott vertrauen © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München. Foto: stinug
- 10) Kerzen: advent & adventure © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München. Foto: Grzegorz Gugala
- 11) Konzert: advent & adventure © 2014 Don Bosco Medien GmbH, München. Foto: Grzegorz Gugala
- 12) Krankenschwester: Fotolia #57959727 - Caring Nurse Holding Hands © Sandor Kacso

## Projekt „Pastoral planen und gestalten“

### AP 2.1 Analyse und Zukunftsentwicklung der Erzdiözese München und Freising

## Chancen und Herausforderungen einer zukünftige Pastoral

Fortführung der Projektarbeit im reflektierenden Gespräch des Arbeitspapiers mit Pfarrer Klaus Hofstetter (PV Prien und Bad Endorf), Pfarrer Georg Rieger (PV Laim), Pfarrer Gottfried Doll (PV Holzkirchen und PV Warngau)

#### Ziel der Arbeitseinheit:

Überprüfung des Arbeitspapiers, Ergänzungen und Korrekturen

#### Grundlegende Einschätzung:

Das Arbeitspapier wurde grundsätzlich positiv aufgenommen und in den einzelnen Ausführungen als treffend in der Beschreibung und in den Konsequenzen bewertet. Die Wahl des Gliederungssignals „Prinzip“ in der Kombination mit den unterschiedlichen Konkretisierungen wurde als stützend für einen eigenen Reflexionsprozess gewertet.

#### Einzelne Vertiefungen und Anfragen:

- Die theologische Einführung „Kirche trifft Zukunft. Ein Versuch zur Vergewisserung“ von Prof. Dr. Bertram Stubenrauch wurde als sehr wichtiges Element angesehen, da es wesentliche Elemente (Wirken des Geistes Gottes, der Mensch als Weg der Kirche, Bedeutung der Eucharistie, Amt, Moral) im Vorfeld anspricht, die für eine weitergehende Diskussion und Beschäftigung notwendig ist. Es wurde angedacht, ob Prof. Stubenrauch nicht noch ausführlicher das Thema behandeln könnte.
- Bei den Prinzipien sind mögliche Ergänzungen: **Prinzip Barmherzigkeit, Prinzip Biografie, Qualifikation und Identität, Prinzip Caritas** (wurde aber auch im Prinzip „Nähe“ entdeckt). **Prinzip Schöpfungsverantwortlichkeit und Nachhaltigkeit, Prinzip Gerechtigkeit und Friede.**

- Das Seelsorgeteam vor Ort – möglicher Bestandteil des Prinzips „Biografie, Qualifikation und Identität“ - sollte einen breiten Raum einnehmen. Besonders sind die Fragen zu reflektieren, ob sich das Team als spirituelles Team versteht (Bibelgespräch als Wesenselement und Keimzelle in jedem Teamgespräch) und eine spirituelle Kompetenz im Team vorliegt, ob die SeelsorgerInnen sich beheimatet fühlen in ihrer Arbeit und in den Aufgaben.
- **Prinzip Bildung.** Wichtig ist es, die Rolle des Religionsunterrichts zu betonen. Die SchülerInnen im ländlichen Raum verfügen oft noch über eine religiöse Sozialisation und lassen sich auch gut im Pfarrverband abbilden. Der Priester im RU ist eine gute Gelegenheit, präsent in der Schule zu sein, Kontakte zu LehrerInnen, Eltern und Kindern aufzubauen. Bei der Zielgruppe der Senioren spielt das Angebot von gemeinsamen Fahrten eine besondere Rolle, die auch ihren Platz im Rahmen der Erwachsenenbildung haben kann.
- **Prinzip Nähe.** Nähe ergibt sich auf unterschiedlichen Ebenen. Ein multiprofessionelles Team mit vielen MitarbeiterInnen bietet auch mehr Möglichkeiten, den Weg zu den Menschen zu finden. Zuwendung findet auch bei den Caritassammlungen statt (Begegnung vor Ort). Die Rolle der besonderen Orte sind für spirituelle „Begegnungen“ wichtig (Auch Zeichen von Nähe zu Gott).
- **Prinzip Heilung.** An diesem Punkt wurde durch ein Beispiel des Zusammenwirkens von Krankenhauspastoral und Pfarrpastoral die Schwierigkeit der Kooperation beschrieben. Es wurde als notwendig angesehen, das Nebeneinander von territorialer und kategorialer Seelsorge aufzulösen.
- **Prinzip vor Ort.** Ein Pfarrverband muss auch als eine Chance gesehen werden, von einem mir bekannten Ort zu einem anderen hinüberzuschauen, Abgrenzungen aufzulösen und Gemeinsamkeiten zu schaffen. Die Verortung neuer Gruppen von Menschen in der Gemeinde, die bereit sind, mobil zu sein und andere Orte für sich zu entdecken, kann ein neuer Annäherungspunkt gegenüber distanzierten Personengruppen darstellen.
- **Rolle Team.** Für eine effektive und zukunftsorientierte Arbeit im Team ist es notwendig, die Aufgaben gemeinsam wahrzunehmen, Delegationen zu organisieren, der Pfarrei mehrere Gesichter zu geben und nicht nur das des Pfarrers. Die Vereine, oft wesentliche Zellen in den Gemeinden, sollten neu entdeckt und von einem der „Gesichter“ im Team besucht werden; auch bei den Jahreshauptversammlungen kann damit so eine Präsenz garantiert werden.



Wesentliche Bedeutung kommt einer klaren Erkennbarkeit der Gemeinde und der Hauptamtlichen wie Ehrenamtlichen zu. So sollte geklärt sein, wer AnsprechpartnerIn vor Ort in jeder Gemeinde ist (im Falle eines Pfarrverbandes).

- **Prinzip Begegnung.** Damit Begegnung stattfinden kann, muss es „regionale Anlaufstellen“ geben. Es sollte reflektiert werden, welchen Gruppen die Räume der Pfarrzentren offenstehen. Eine besondere Bedeutung kommt geöffneten Kirchen zu. Grundsätzlich sollte gelten: Türen auf, Bereitschaft zur Kommunikation.
- Weiterhin wurde angemerkt, dass die Wortgottesdienste einen festen Platz im liturgischen Angebotsplan einnehmen sollten. Ehrenamtliche müssen auf ihren Dienst vorbereitet und ausgebildet werden; grundsätzlich muss das Ehrenamt mehr gewürdigt werden.

Für die Erstellung der Anmerkungen

P. Alfons Friedrich